

Carolin Pirich
Das Vorspiel

*Begegnungen
mit Musik
in 15 Variationen*

BERENBERG

*»Die Musik ist der einzige Bereich, in dem der Mensch
die Gegenwart realisiert.«*

Igor Strawinsky

9 — Das Konzert I

I.

- 26 — Gegen den Strich
43 — Das Vorspiel
66 — Vom Mut, zu viel zu sein
80 — Vor dem Vorhang

II.

- 94 — »Ich will nicht nur der Mann sein,
der die Tasten drückt«
119 — Stillstand
140 — Machine for Contacting the Dead
162 — Auf beiden Saiten
183 — Klassischer Krimi

III.

- 200 — Ausgegraben
216 — Vom Lärm der Zeitenwende
236 — Zum Leben erweckt
248 — Die dunkle Seite der Sonate

264 — Das Konzert II

Das Konzert I

Musik hat kein Gewicht. Ein Klavier schon. Dieses hier wiegt 380 Kilo und ist schwarz lackiert, ein Steinway O-180, ein kleiner Konzertflügel, Versicherungswert: 94.000 Euro. Er soll jetzt übers Wasser. Die Klavierträger haben ihm Beine und Lyra abmontiert und ihn senkrecht auf einen Rollwagen gestellt. Als sie ihn über die Uferbefestigung auf das Pontonboot schieben und sein Gewicht ganz auf dem Boot liegt, sinken die Pontons ein paar Zentimeter tiefer in den See. Die Klavierträger wechseln stumm einen Blick. Der Himmel über Berlin ist blau. Einer der Klavierträger, er stellt sich als Kutte vor, umfasst mit einer Hand die Reling, mit der anderen überprüft er, ob der Gurt den Flügelkorpus hält.

»Wie oft macht ihr das so?«, fragt er.

Mit seinem Kinn beschreibt Kutte einen Kreis, der das Instrument, das Boot und die Insel meint, zu der wir fahren. Er sieht Ronny an, vielleicht, weil Ronny das Boot steuert. Eine Schwanenfamilie schwimmt vorbei. Ronny schweigt. Ich kann nicht schwindeln. »Das ist eine Premiere«, sage ich. Für Ronny, der einen Flügel über den See fährt. Für die Insel im Tegeler See, auf der Hütten, Zirkuswägen, ein paar Häu-

ser und viele Buchen, Erlen und Kastanien stehen. Und es ist eine Premiere für mich als Konzertveranstalterin.

Hätte ich gewusst, was bis zu dem Moment alles auf mich zukommt, hätte ich es womöglich bei der Idee belassen. Ich sitze hinter dem Flügel auf dem Boot und habe die Worte des Chefredakteurs vom Magazin der Süddeutschen Zeitung im Ohr, der den Anstoß zu dieser Situation gegeben hat, in der mich anstrengt, ein entspanntes Gesicht zu machen, während ich versuche, eine Stelle am Flügel zu finden, an der ich ihn festhalten kann. Als würde das irgendwas nutzen, wenn das Boot Schlagseite bekäme. »Du bist keine Mäzenin«, hatte er am Telefon gesagt, als er die Regeln des Projekts erklärte. Aber das Wort ärgerte mich. Mäzenin. Als bräuchte klassische Musik zwangsläufig Mäzene. Als wären Menschen nicht bereit, ihre Wertschätzung für Kunst in Euro auszudrücken. »Es geht darum, das Geld zu mehren«, hatte er gesagt, dann legten wir auf.

Wobei.

Wenn eine Welle über das Boot schwappte und den Flügel erwischte, bräuchte ich mir zumindest über die Geldvermehrung keine Gedanken zu machen. Das wäre versenkt.

Als er im Januar anruft und sagt, er stelle ein Startkapital von 1000 Euro, ich könne machen, worauf ich Lust hätte, denke ich sofort an ein Konzert. Mit klassischer Musik. Ich brauche hin und wieder Live-Musik wie andere einen Besuch im Schwimmbad: sie erfrischt mich, füllt die Reserven wieder auf, bringt neue Perspektiven. Seit Monaten schon fließen

die Tage grau und leise ineinander. Die Coronafallzahlen steigen, Schulen, Restaurants, Kinos, Konzerthäuser: geschlossen. Alle haben zu kämpfen oder leiden still – Kinder, Teenager, Familien, Alleinerziehende, Hotelangestellte, Restaurantbetreiber. Musiker sitzen zuhause und üben ziellos vor sich hin. Manche fragen sich, ob es ein Fehler war, sich in dieses Dasein begeben zu haben, als wäre klassische Musik weder Berufung noch Beruf, sondern nicht mehr als ein luxuriöses Nice-to-have, auf das man verzichtet, wenn es eben sein muss.

Trotzdem: Ich will nicht nur Konzerte besuchen, ich will jetzt selbst eines veranstalten.

Wie ich das anstellen soll, davon habe ich nur eine vage Vorstellung. Als ich einem Freund, er ist Musiker, davon erzähle, dass ich ein Konzert plane, sagt er, er wisse nicht, ob er mich bedauern oder beglückwünschen solle. Ich denke noch, er meint das finanzielle Risiko.

Was braucht es für ein Konzert? Kann ja nicht so schwer sein. Einen Ort, Publikum, Musik und jemanden, der oder die sie macht. Ich spiele Klavier. Aber das bringt mich hier nicht weiter. Mein Konzert braucht eine Musikerin, für die ich auch selbst Eintritt bezahlen würde.

Es ist ein Sonntagnachmittag im Februar, als ich Julia Hagen frage. Sie ist Cellistin, 26 Jahre alt, wir hatten uns im Sommer 2020 bei den Salzburger Festspielen kennengelernt, während einer Lockdown-Pause. Wir saßen nach einem Kammermusikabend zufällig nebeneinander, draußen, bis der Kellner die Stühle auf die Tische räumte. Mir fiel auf,

dass Julia spricht, wie sie Cello spielt: mit Wärme, Tiefe, Humor. Und frei von Angst. Sie gehört nicht zu den Menschen, die sich lange mit Zweifeln aufhalten. Wenn sich für sie etwas richtig anfühlt, dann ist es für sie richtig.

Im Februar ist die Leichtigkeit aus Salzburg verfliegen. Wir gehen an der Spree spazieren. Natürlich nieselt es. Julia hatte ihr letztes Konzert irgendwann vor Weihnachten gegeben, Woche für Woche wurden ihr Termine abgesagt, erst eine Japanreise, dann eine Tour in Frankreich und auch sonst überall. Sie sitzt viel zuhause, spielt Cello, backt Kuchen. Und fotografiert die Kuchen, wenn sie fertig dekoriert sind. Es sei derzeit ein ständiges Hin und Her der Gefühle, sagt Julia. Mal keime ein bisschen Hoffnung auf, dann wieder fühle sie sich ratlos, oft machtlos. Das Schlimmste sei dieses unsichtbare Achselzucken, das sich einschleiche. »Man gibt es ein bisschen auf«, sagt sie. Die Zusicherungen des Publikums, dass es Konzerte vermisse, sowie die Beteuerungen mancher Politiker, wie wichtig Kultur für die Gesellschaft sei, sind in Debatten darüber verebbt, wie die Kurve flach zu bekommen sei. Die Tränen der anderen scheint derzeit niemand mehr sehen zu wollen. Die Empathiereserven der Menschen füreinander sind aufgebraucht.

Jetzt hat Julia nicht nur Lust, selbst ein Konzert auf die Beine zu stellen, sie hat ja auch Zeit. Im Sommer, wenn Corona kein Thema mehr wäre, träumen wir: Die Menschen hielten Gläser mit schimmernden Getränken, und sie würden sich volllaufen lassen mit Musik. Klar. Aber mit welcher? Mir fällt ein, was der Dirigent Jukka-Pekka Saraste

am Anfang der Pandemie gesagt hatte. Es ging um die Frage, welche Rolle Konzerte in Krisenzeiten spielten. Er erzählte davon, wie Anfang der neunziger Jahre die Menschen in Finnland während der Wirtschaftsrezession kein Geld hatten und trotzdem ins Konzerthaus strömten. Es habe keine leichten Programme gegeben, sondern Sinfonien von Schostakowitsch. Saraste sprach von einer »Katharsis«, die das Publikum in der Musik erleben wollte und erlebt habe.

Welche Musik würde jetzt in die Zeit passen? Julia und ich drehen Runden an der Spree und halten immer wieder an, um auf einen Zettel zu kritzeln, was uns zur Pandemie einfällt: Einsamkeit, Langsamkeit, Nähe, Fernweh, Unklarheit, Heimlichkeit, Enge. Was noch? Gewichtszunahme, das auch. Könnte das alles in ein Konzertprogramm übersetzt werden?

Ich denke an den Dirigenten Vladimir Jurowski, der schon seit Jahren Programme entwirft, die die großen Themen der Zeit aufgreifen wollen, den Klimawandel zum Beispiel. Die Konzepte sind gut, funktionieren aber allein schon deshalb, weil es dem Dirigenten gelingt, praktisch jeden Klang so zu formen, dass man überzeugt ist, ihn nie wieder anders hören zu wollen. Ich denke auch an Igor Strawinsky, der mal befand, dass Musik gar nichts ausdrücke, nur sich selbst. Strawinsky war aller Zweck, den manche der Musik auferlegen, zuwider. Ich kann das nachvollziehen. Ich hatte mein Studium der Musikwissenschaften abgeschlossen mit einer Arbeit über Strawinskys Idee des Gesamtkunstwerks, die sich entschieden von den Vorstellungen Richard Wagners abhob, der die Musik dem Drama unterordnete und

dessen Musik sich vielleicht auch deshalb für Ideologien missbrauchen ließ.

Trotzdem löst Musik etwas aus, wenn auch in jedem etwas anderes. Als wir durch den Februarmatsch laufen, stellen Julia und ich uns vor, wie wir unserem Publikum Papier und Stift in die Hand geben, mit der Bitte, aufzuschreiben, wie sie in unser Konzert gekommen sind und wie sie danach wieder gehen. Vielleicht wäre das eine Art Beleg für einen Satz, den ich irgendwo mal gehört hatte: Man kommt in ein Konzert als Individuum hinein und geht als Gemeinschaft wieder heraus. Jedenfalls glaube ich an diesem nieselgrauen Februartag, dass das Wichtigste bei einem Konzert die Wahl des Programms ist. Dass der Inhalt die Form bestimmt.

Nach ein paar Stunden sind wir leergedet, aber haben ein Konzept. Sieben Werke, sieben Zustände im Neuland der Pandemie. Wir finden uns sehr zeitgemäß.

Die Auswahl der Werke wollen wir dann mit den anderen Musikern zusammen treffen. Sobald wir wissen, wer mit dabei ist. Ein Cello allein reicht für unser Konzert nicht, finden wir, der Klang wäre nach einer Weile zu einsam. Wir brauchen zumindest eine Pianistin oder einen Pianisten, die können schon mal ein ganzes Orchester ersetzen, sind aber weniger aufwändig. Wir planen ein Konzert in einer Zeit, in der niemand mehr Pläne macht. Es wird sich sicher jemand finden, denken wir. Zusammen würden wir den Termin bestimmen und einen perfekten Ort finden. Einen speckigen Ballsaal aus den 1920er Jahren (Atmosphäre). Oder eine Plattenbausiedlung (Musik für alle). Oder eine Galerie (Hipness).

Aber die Pianisten, die wir fragen, sagen erst begeistert zu, dann winden sie sich wieder raus. Vielleicht, weil sie unser Vorhaben aussichtslos finden? Weil wir keine erfahrenen Veranstalterinnen sind, die Aufmerksamkeit versprechen? Aufmerksamkeit ist in der Musikwelt wie überall in Kultur und Unterhaltung eine feste Währung. Wenn es schon kein Geld gibt, dann wenigstens ein bisschen Ruhm. Dabei hat bislang keiner nach einer Gage gefragt, und selbst wenn: Wir haben ja nur eine Idee und 1000 Euro. Die würden allein für die Saalmiete draufgehen. Und einen Klavierstimmer.

Außerdem sieht es weiter schlecht aus für Veranstaltungen mit Publikum. Für Ende März hat der Berliner Senat Pilotprojekte mit neun Konzerten, Opern- und Theatervorstellungen vor Publikum geplant, mit personalisierten Tickets, Coronatests, Masken. Aber die Infektionszahlen steigen weiter, in der Politik rufen sie zur »Osterruhe« auf. Das Pilotprojekt wird abgebrochen. Sollen wir unser Konzert streamen, ein Geisterkonzert ohne Besucher, wie es gefühlt alle machen? Aber fast das ganze Leben findet ja gerade vor dem Bildschirm statt. Julia ist dagegen. »Wirst sehen, das wird schon«, sagt sie. Wir haben keinen Ort, keinen Termin, keine Musiker. Dafür das Virus. Und Julias Optimismus.

Es ist einer der wenigen Tage im Mai, an dem die Sonne scheint, als Julia uns in unserer Datsche in Berlin-Reinickendorf besucht. »Perfekt«, sagt sie. Sie läuft über die große Gemeinschaftswiese am Strand, das Wasser glitzert, frisches Grün leuchtet an den Bäumen, das Gras wächst dicht wie

im Garten von Schloss Windsor. »Das Konzert machen wir hier«, stellt sie fest. Es klingt wie »und nirgendwo sonst«.

Die Wiese liegt auf einer Insel. Keine Straßen, keine Autos, am Wochenende steuert eine kleine Fähre den schmalen Anleger an. Wer die verpasst, hängt eine ganze Weile am Ufer herum, muss ein Tretboot leihen oder schwimmen. Oft schon haben wir Freunde mit dem Stand-up-Paddle-Board abgeholt, weil sie die Fähre verpasst oder gar nicht erst gefunden haben.

»Da sollte die Bühne stehen.« Julia deutet auf eine Stelle unter alten Bäumen, dahinter die Havel, zweifellos ein schöner Ort für ein Open-Air-Konzert. Vielleicht hört sie schon einen melodischen Mendelssohn oder leidenschaftlichen Schumann unter den hohen Baumkronen. In unserem Projekt wird Julia gerade zur Architektin und ich zur Statikerin, die die schöne Vision auf Machbarkeit überprüft. Hygienekonzept, Ordnungsamt, Stuhlreihen, saubere Toiletten, so was.

»Ich könnte zum Beispiel am 26. Juni«, sagt Julia. Der erste Samstag der Berliner Sommerferien. Das ist in gut drei Wochen. Irgendwann muss man sich ja festlegen. Der Senat hat bis 18. Juni weitere Öffnungsschritte angekündigt, und wer weiß, was der August bringt. Eine vierte Welle?

Ich ahne, ich muss jetzt eine Menge Leute davon überzeugen, dass es völlig vernünftig und alternativlos ist, auf dieser Insel mit 1000 Euro Startguthaben ein klassisches Konzert auszurichten. Und wenn ich gedacht hatte, bei einem Konzert käme es auf ein schlüssiges Programm an, ler-

ne ich spätestens von nun an, dass dabei, wie in der Musik, wie im Leben überhaupt, wenig wichtiger ist als Timing.

Als Julia wieder auf die Fähre steigt, dreht sie sich zu mir um: »Wir brauchen auf jeden Fall ein Klavier«, ruft sie. Die Fähre legt ab, sie winkt mir fröhlich zu.

An meiner Mail an die Firma Steinway & Sons in Berlin sitze ich mehrere Tage. Wie formuliere ich die Anfrage, jemandem wie mir einen Flügel zu bringen, für wenig Geld und, ähem, auf eine Insel, auf der es keine befestigten Wege gibt? Ich kenne die Steinway-Leute, sie sind wahnsinnig nett, aber sie sind nicht verrückt. Ich recherchiere Anfahrtsweg, Uferhöhe, Höhe der Bühne, auf die der Flügel gestellt werden muss (je höher die Bühne, desto teurer der Transport), mache ein Foto vom Pontonboot, zeichne in Google Maps mit einem pinkfarbenen Strich die Route des Boots vom Festland bis zum Inselstrand. Das sieht irgendwie nach Urlaub aus. Das Anschreiben formuliere ich so ehrlich wie möglich und schließe mit der Feststellung: »Es wird nicht regnen.« Mehr als ab-sagen können sie nicht, denke ich. Ich schicke die Mail ab.

Zwei Tage später kommt die Zusage. Sie würden uns ein Instrument zur Verfügung stellen (ohne Saalmiete!) und für uns einen Spezialpreis für den Transport verhandeln wollen. Die Pandemie hatte die ganze Branche ausgedörret. Der Sommer liegt vor uns, jeder scheint Lust zu haben, was zu machen, und ich hatte unterschätzt, dass Menschen, die im Umfeld der Kunst arbeiten, anders ticken. Kunst muss nicht vernünftig sein, sie muss Kraft haben.

Leseprobe aus:

Carolin Pirich

Das Vorspiel

Begegnungen mit Musik in 15 Variationen

Originalausgabe

272 Seiten · Klappenbroschur · 120 × 183 mm

© 2023 Berenberg Verlag GmbH, Sophienstraße 28/29, 10178 Berlin

Konzeption | Gestaltung: Antje Haack | www.lichten.com

Satz | Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Zimmermanns

Einbandillustration: Antje Haack

Printed in Germany

ISBN 978-3-949203-52-7

Auch als E-Book:

eISBN 978-3-949203-66-4



BERENBERG